

Neu auf DVD

Diebe in der Nacht

Bruch-Stücke: Anthony Minghella, Blake Edwards, Gus Van Sant

Kino und Urbanistik, die Geburt der Kinematographie aus dem Geist der Architektur. „Breaking and Entering“, der Titel des neuen Films von Anthony Minghella signalisiert auf subtile, verspielte Weise, worum es hier geht. Jude Law ist ein junger Architekt in London, der nicht in einzelnen Bauwerken denkt, sondern in Entwicklungen, in Beziehungen zwischen dem Gebauten und den Menschen, die es bewohnen. Sein Büro hat er in King's Cross, das heute eine der Problemzonen der Stadt ist, und Probleme türmt der Film prompt jede Menge aufeinander – ohne dabei das Gleichgewicht zu verlieren. Minghella fühlt sich wohl hier – nach einem Jahrzehnt, das er mit ambitionierten Großprojekten verbrachte, von „Der englische Patient“ bis „Cold Mountain“, von der großen Oper ganz zu schweigen. Der neue Film zeigt, was durch den neuen globalen Terror sich verändert hat im Leben der westlichen Welt, Minghella hat die Geschichte kurz nach 9/11 konzipiert, der Dreh fiel dann in die Zeit der Londoner U-Bahn-Anschläge. Bei einer der Außenaufnahmen bekamen die Filmleute zufällig ein Mahnmal für die Opfer ins Bild – ich habe das dann rausgenommen, sagt Minghella, das wäre zu viel an Bedeutsamkeit geworden.

Der Film sollte auch bei uns ins Kino kommen, nun startet er, nach Schwierigkeiten bei Kritik und Publikum in den USA, auf DVD. „Eine meiner Spannungen“, sagt Minghella, „ist die Differenz zwischen dem, was mein Stift macht und dem was meine Kamera macht. Ich habe eine sehr winzige Handschrift, sie ist unleserlich. So ähnlich ist auch dieser Film – dabei ist meine Kamera mehr interessiert an weiten Landschaften.“

Robin Wright Penn ist Jude Laws Lebensgefährtin, eine Schwedin, daher extrem depressiv, ihre Tochter ist ein Ausbund an hektischer Widersetzlichkeit. Jugendliche Diebe suchen mehrfach das Büro heim, holen sich die Laptops, und als Jude Law einen verfolgt, führt ihn dieser heim, wo er mit seiner Mutter lebt, Juliette Binoche, eine bosnische Asylanantin, Jude Law verliebt sich in sie. Er liebt seinen Job und will, dass die Architektur Liebe zum Menschen manifestiert: Nicht das Streben nach dem großen Wurf, dem herausragenden Bau, sondern work in progress. Keine abgeschlossenen Projekte, keine geschlossenen Räume. Die Brüche gehören zur Vorstellung von Harmonie, und beim Entering des Titels darf man durchaus ans Entern denken – jugendliche Piraten der Großstadt, der Neuzeit.



Großstadthorror aus Südamerika: Caracas, offene Stadt. In „Secuestro Express“ erzählt Jonathan Jakubowicz, wie irre Hip-hop-Typen ein Partygirl entführen, um dem Vater im Expresszugtempo eine Summe Lösegeld abzupressen. Keep moving, ist die zynische Devise des Films, die Appartements sind nur Durchgangsstationen einer Nacht, am sichersten ist man in jenen halb fertigen Räumen, die gar nicht bezugsfertig, nicht wohnbar gemacht sind. Zu einigen Minuten Ruhe kommt die Bande erst, als ihnen ihr Jeep Cherokee geklaut wird – den sie selbst natürlich geklaut hatten. Beim Fantasy Filmfest im vorigen Jahr – die neueste Ausgabe läuft noch bis Mitte der Woche in München – war „Secuestro Express“ eine der großen Überraschungen.



Wie man klassische Komikszene baut, das lehrt am besten Blake Edwards. Die zwei Filme, die er mit Bruce Willis in den Achtzigern machte, sind in einem Willis-Sevenpack enthalten. Die Slapstick-Architektur dieser Filme ist immer noch atemberaubend – weil die Räume, in denen diese Leute sich bewegen, immer auch Spuren jener Vergangenheit enthalten, aus denen sie einst vertrieben wurden. In „Blind Date“ lehnt die Gitarre aus den Hippie-Zeiten an der Wand von Willis' Yuppie-Appartement, er wird sie wiederfinden über die Begegnung mit Kim Basinger. In „Sunset“ begegnet er, als Schniegel-Westernheld Tom Mix, der sich perfekt dem Art-Déco-Hollywood-Design einpasst, dem Old West in Gestalt von Wyatt Earp, gespielt von James Garner. Wie immer bei Edwards ist es dann besonders schön, wenn Dekors oder Charaktere zu Bruch gehen. Unvergesslich das Bankett, bei dem die Ehe der Frau Yakamoto zerdeppert wird! Vorige Woche ist Blake Edwards 85 geworden.

Ein Fremder im eigenen Haus ist der Held in „Last Days“ von Gus Van Sant – inspiriert von den letzten Tagen des Kurt Cobain. Das Haus im Wald, in das er sich zurückzieht, prunkt mit der Pracht vergangener Tage. Wie im Rhythmus einer unhörbaren Musik schleicht er durch Wälder und Korridore, wimmelt Freunde und aufdringliche Besucher ab – und einmal hat er sich sogar, mit Schlapphut und Gewehr, als Eindringling im eigenen Heim verkleidet. FRITZ GÖTTLER

Breaking and Entering. Buena Vista. Secuestro. Sony. Last Days. Priceroll le Fou. SZdigital: Alle Rechte vorbehalten - Süddeutsche Zeitung GmbH, München Eine Dienstleistung des SZ-Archivs



Ein mächtiger Mann, schlaff und kleinlaut auf der Couch: Michael Schade als Rinaldo in Christof Loys „Armida“

Foto: Ajosch/AFP

Vom Naturzustand Liebe zum Kulturprodukt Krieg

Christof Loy inszeniert und Ivor Bolton dirigiert Joseph Haydns „Armida“ in Salzburg

Erstaunlich, wie lange ein Mann brauchen kann, um eine Frau abzuservieren. In Salzburgs Felsenreitschule nimmt sich Rinaldo dafür gut drei Stunden Zeit, und der Grund für den Verrat an seiner Liebe zu Armida ist keine andere Frau, sondern die Karriere. Da hockt also der große Krieger schlaff mit verknautschtem Gesicht auf der Couch und macht verzweifelt auf Seeleninnenschau. Schließlich ist die Alternative zu dem leidenschaftlich schönen Amazonen- und Zauberweib Armida alles andere als reizend. Ubaldo, sein alter Generalschef, hockt hochdekoriert im Rollstuhl. Der aber brüllt nicht, wie man das von Militärs erwartet, der lockt viel eher und versucht Rinaldo bei dem zu packen, was des Mannes bestes Stück ist, der Ehre.

Für seine erste Opernproduktion hat der neue Festivalchef Jürgen Flimm eine Rarität auf die Bühne gebracht. Das Stück eines Musikers, der zwar weltberühmt ist als Instrumentalkomponist, dessen viele Opern allerdings kaum gespielt werden. „Armida“ von Joseph Haydn ist dessen letztes, 1783/84 für den Adelsommersitz Eszterháza geschriebenes Stück, wo der Meister jahrelang als Opernchef arbeitete – mit über 50 Aufführungen war es auch sein erfolgreichstes. Nun hat man in den letzten Jahren die Erfahrung gemacht, dass einstige Opernerfolge oft nicht mit dem Zeitgeschmack, sondern mit der Qualität der Stücke erklärt werden können. Das trifft auch auf „Armida“ zu, die so gut wie keine Handlung bietet, sich ganz auf die Zögererpsychologie Rinaldos konzentriert und auch durch andere Eigenheiten verblüfft.

Das Verhältnis zwischen Melodik und Orchester ist ein völlig anderes als bei Mozart. Eine Mozartarie würde man nicht wegen der Instrumentalbegleitung bewundern, sondern die betörend eingängige Süße der Linien lieben. In „Armida“ dagegen hört man häufig entzückt weg vom durchaus gut gemachten, manchmal sogar eingängigen Gesang, um sich ins Orchester zu verlieben. Denn Haydn ist ein lustvoll intelligenter Spieler. Ihm ge-

nügt ein kurzes Allerweltsmotiv, um daraus weit ausgreifende, die Welt erfassende Musik zu machen. So auch hier.

Als Höhepunkt gelingt ihm im dritten Akt ein grandios geschlossenes, größte Kontraste setzendes Tableau, das in vom Orchester beleitete Rezitation Songs und Arien einlegt – Mozart taucht nur im Schluss seines zehn Jahre früher komponierten „Idomeneo“ genauso helllichtig und verblüffend in die letzten Tiefen menschlicher Psyche ein.

In diesem Akt hockt nun Rinaldo alias Michael Schade auf der Couch. Der mächtige Mann, der zuvor großmäulig grob Liebesschwüre wie Heroisches von sich gab, ist jetzt ganz kleinlaut. Fast schon mit Fistelstimme überlegt er, die Geliebte mit der Axt zu erschlagen – zumindest in Gedanken. Aber selbst dazu kann sich dieser Militärmerrich nicht durchringen. Weshalb er an Selbstmord denkt, sich mit Benzin überschüttet. Doch da tönt aus den hoch über der Bühne aufgehängten Lautsprechern ein fideleler Marsch, schlicht und nach Blut dürstend wie es Militärmusik nun einmal sein muss. Das ist die Erlösung aus einem gut halbstündigen Albtraum. Schades Rinaldo springt auf, glücklich, wieder hirnrund und emotionslos dreinschlagen zu können.

Harzig durftendes Bühnenbild

Im Original müsste Rinaldo da die Myrte in Armidas Zauberwald fällen, um von seiner Liebe loszukommen – und als er zuschlagen will, erscheint ihm Armida in der Myrte. Ein grandioses Motiv, dass der Regisseur und Mythenzerstörer Christof Loy allerdings weglässt. Bühnenbildner Dirk Becker aber geht von dieser Szene aus. Er hat die breite Bühne ansehnlich vollgebaut. Rechts aufrecht stehend ein meterhoher Holzklotz, in der Mitte ein gestapelter Bretterhaufen, links eine schräg aufragende hölzerne Bühnenfläche mit Tischen. Das harzig duftende Bühnenbild erzählt den Weg vom Rohstoff zum Endprodukt. Das ist kühn,

müsste man doch das Stück als Weg vom Naturzustand Liebe zum Kulturprodukt Krieg lesen.

Immer wieder saust eine Fitnessstruppe dekorativ über die Bühne, was weniger an Krieg, denn Aerobic erinnert. Doch Regisseur Loy verzichtet in seiner Lesart nicht nur auf jede kriegerische Islam-Christentum-Konfrontation, sondern auch auf alle übernatürlichen Momente dieser Zauberoper, frei nach dem Poem „Gerusalemme liberata“ (1575) des Torquato Tasso. Dadurch gerät die Titelgestalt allzu sehr in den Hintergrund. Armida darf deshalb kein islamisches Zauberweib sein, das mit übernatürlichen Kräften Rinaldo aus dem Kreuzfahrerreher auf ihre Seite zog, sich dann ganz natürlich in ihn verliebte, und nun mit all ihren magischen Kräften gegen die unnatürlichen Versuche eines Christengenerals rebelliert, der Rinaldo wieder in Reih und Glied bringen will.

Loys Armida ist eher leitende Angestellte eines Fitnessclubs, die sich in den ansehnlichsten Animateur des Konkurrenzunternehmens verliebt, und dessen Abwanderungsbestrebungen nichts außer ihrer Wut entgegenzusetzen kann.

Annette Dasch mit ihrer raumfüllend volltönenden Stimme hat allerdings Probleme mit dieser Wut, dafür fehlt ihr vokal der Furor, wie auch schon zuvor für die Koloraturen ihrer Auftrittsarie, die wie angeklebt klingen. Verzweiflung, Zweifel, Unsicherheit jedenfalls sind nicht so recht ihre Sache, und wären doch unverzichtbare Ingredienzien für diese Frau am Rande des Nervenzusammenbruchs. Das reduzierte Interesse des Regisseurs an Armida, der sie als passiv am Liebesentzug leidende Frau zeigt und nicht als Liebesrebellin, führt zu Unsicherheit des Rollenportraits. Rinaldo und Armida sind Jedefrau und Jedermann, das unterstreicht Loy, wann immer er kann. Deshalb stürzen sich weder Dasch noch Schade mit letzter Selbstentäußerung in ihre Partien. Überzeugender die Nebenrollen – nur Vito Priante als Moslemführer kann sich nicht wirklich frei-

singen. Richard Croft gibt dafür Christengeneral Ubaldo im Rollstuhl als vokal lockende, erotische Sirene. Dass Rinaldo ihm trotz seines abtörnenden Äußeren folgt, ist allzu verständlich.

Dann ist da noch Mojca Erdmann als Zelmira, bei der sich Gesang und Spiel wundersam ergänzen. Eigentlich Muslimkämpferin, erliegt sie schnell dem vokalen wie körperlichen Verführercharme Clotarcos (Bernard Richter) und wirbt dann aus nicht ganz uneigennütigen Gründen für Völkerverständigung. Erdmann ist Powerfrau und der Liebling des Publikums. Ihre Liebe gesteht sie umstandslos, ihre Wut kommt heftig unverstellt, und dann kann sie auch noch die zart lockende Sirene. Schade, dass die Zelmira im Libretto stiefmütterlich und widersprüchlich abgefertigt wird – Erdmanns Karriere wird das nicht schaden.

Das Orchester als Dialogpartner

Die szenische Zurücknahme des Protagonistenpaars wird mehr als wett gemacht durch das Mozarteum Orchester unter Ivor Bolton. Bolton, der Wundermann der Händelrenaissance der Münchner Staatsoper, hat sich in den letzten Jahren allzu sehr um Furor und Herbitz bemüht, was einen besessenen verknöcherten Moment in seine Dirigate brachte. Mit „Armida“ aber bietet er wieder das gesamte Spektrum orchesterlicher Finessen an. Das Engagement geht von ihm aus, er formt den großen Bogen, drängt auf Entwicklung, lässt dennoch Raum für die Sänger. Das nie zu laut Orchester wird unter seinen Händen zu etwas Lebendigem: Ein Dialogpartner der Sänger, der deren Aussagen verdeutlicht, sie dramatisch farbig ausleuchtet, Klarheit schafft und tiefer in Verzweiflungen, Hoffnungen, Sehnsüchte dringt. Wo Loy dem Protagonisten Alltag verordnet, erschürft Bolton den Bodensatz des Außergewöhnlichen: Sein Liebespaar kämpft an existentielleren Grenzen, als es die Bühne suggeriert.

REINHARD J. BREMBECK

NACHRICHTEN AUS DEM NETZ

„Ich finde, die Präsidentschaft sollte darüber erhaben sein. Fragen von einem Schneemann beantworten zu müssen“, erklärte der republikanische Kandidat Mitt Romney nach der am vergangenen auf CNN ausgestrahlten „YouTube-Debatte“ der demokratischen Präsidentschaftsbewerber. Doch Romney, in den Umfragen die Nummer eins unter den Kandidaten der Republikaner, steht mit seiner humorlosen Reaktion auf die Frage eines per Trickfilmtechnik zum Leben erweckten Schneemanns nach dem Engagement gegen die globale Erwärmung relativ alleine da.

Die meisten Zuschauer und Kommentatoren priesen die Kreativität, Ernsthaftigkeit und den Unterhaltungswert der fast 3000 selbstgemachten Videos, auf denen rund 3000 Amerikaner ihre Fragen an die Kandidaten einreichten, die in der Live-Debatte eingespielt wurden. Interessanter als die üblichen Moderatorenfragen waren sie allemal. Schade nur, dass die Kandidaten auch auf die originellsten Fragen hin die sicheren Grenzen rhetorischer Konfektion nicht verließen. Immerhin provozierte die Frage nach dem Umgang mit diktatorischen Regimes und ihren Führern – Boykott oder Diplomatie? – einen Wortwechsel zwischen Hillary Clinton und Barack Obama, der die beiden noch die ganze Woche über beschäftigten sollte.

Je größer die Nähe der Frager zu dem Thema, desto klarer die Einzigartigkeit des neuen Formats: Es ist eben ein Unterschied, ob einer inmitten hoffnungsloser afrikanischer Kinder nach den Plänen für Darfur fragt – oder ob jemand, der in der Chemotherapie seine Haare verloren hat, mehr wissen will über die Position des Kandidaten zum amerikanischen Gesundheitssystem. In einigen Fällen, wie etwa bei dem Waffennarr aus Michigan, der sich nach der Sicherheit seines „Babys“ erkundigte, einem automatischen Gewehr, erkundigte, war allerdings der ungefilterte Blick in Amerikas dunkles Herz interessanter als die Frage selbst.

Die Hauptkritik an dem neuen Format betraf die Auswahl der Videos durch CNN – zukünftig, so der Vorschlag, sollten die User im Netz selbst abstimmen. Den meisten republikanischen Kandidaten ist jedoch schon die jetzige gezähmte Version der Mitmachdebatte zu riskant. Eigentlich sollen sie die YouTube-Fragen am 17. September diskutieren. Bis jetzt haben aber erst drei Kandidaten zugesagt. John McCain, dessen Kandidatur sich seit Wochen im freien Fall befindet, und die beiden chancenlosen Bewerber Ron Paul und Tommy Thompson.

Rudy Giuliani und Mitt Romney führen Terminkonflikte an, die anderen Kandidaten haben sich noch nicht geäußert. Es half nicht, dass Romney auch noch YouTube mit Facebook und MySpace wechselte: „YouTube ist eine Website, auf der Kids sich austauschen und Freunde finden“, erklärte er in einem Interview. Mit dem Internet vertraute Republikaner sind zunehmend besorgt, die Kandidaten ihrer Partei könnten als realitätsfern und altmodisch dastehen – und feige obdrehen – sollten sich diese der neuen Debatteform tatsächlich verweigern. Mit einer Petition versuchen sie nun, die Bewerber umzustimmen.

JÖRG HANTZSCHEL

Alle Links unter <http://www.sueddeutsche.de/netzdepeschen>.

Sanssouci

Bußgelder für Radler in Park

Die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg hat eine erste positive Bilanz der verschärften Durchsetzung der Parkordnung gezogen. „Positiv ist vor allem, dass wir eine intensive Diskussion über die Rolle des Gartens als Kunstwerk angestoßen haben“, sagte Generaldirektor Hartmut Dörgerloh der Deutschen Presse-Agentur. Seit April drohen Radfahrern im Park Sanssouci empfindliche Bußgelder. dpa

Zweite Chance

Die Besucherzahlen sinken – aber der Bildungssektor in der digitalen Parallelwelt „Second Life“ wird ausgebaut

Negativschlagzeilen aus der Parallelwelt: sinkende Besucherzahlen, horrend Verluste, Rückzug der Firmen, menschenleere Gebäude. Einzig der Rotlichtbezirk floriert in Second Life. „Ganz normal“, sagt Matthias Rückel. Auf die Anfangseuphorie folge bei der Einführung neuer Technologien immer Ernüchterung, ein Rückgang der Beteiligung und schlechte Presse. Erst danach finde in Ruhe eine produktive Auseinandersetzung mit der Technologie statt. Rückel ist weder Informatiker noch Ökonom, sondern: Diplom-Pädagoge. Als Spezialist auf dem Gebiet des E-Learning, des Lernens mithilfe elektronischer Medien, befasst er sich auch mit Second Life.

Viele Probleme hätten oft simple Ursachen, so Rückel. Die Firma Adidas baute eine Dependence, vergaß jedoch, sie ins Second-Life-Register einzutragen. So wurde sie von den virtuellen Spielfiguren, den Avataren, nicht gefunden. Und obgleich Second Life schon seit 2003 im Netz ist, wurde der Programmcode erst im letzten Jahr freigegeben. Seither arbeitet die globale Gemeinschaft der Programmierer an der Verbesserung des Programms. Inzwischen läuft auch die Testversion des Voice Client: verbale Kommunikation unter den Avataren.

Ein weiter bestehendes Problem ist die zu Anfang der Benutzung recht hohe Lernkurve. Die genaue Steuerung eines Avatars gelingt nicht innerhalb weniger Übungsstunden. Aber trotz hoher technischer Anforderungen und all der Schwierigkeiten: Für ihn hat Second Life Zukunft. „Mit der deutschen Community wird es im Herbst erst so richtig losgehen“, prognostiziert er. Nun ließe sich Matthias Rückel Befangenheit vorwerfen, denn er betreibt selbst ein Büro in Second Life, in dem er Schulungen für virtuelle Existenzgründer anbietet. Doch er ist nicht der Eizent, der die Parallelwelt nicht nur als Repräsentationsfläche, sondern als zukunftssträchtigen Bildungssektor entdeckt haben will. Die juristische Fakultät der Harvard University bietet ab dem Herbstsemester einen Kurs in Second Life an, in dem Gerichtsprozesse simuliert werden. Anglistik-Studenten der Universität Düsseldorf bauen ab Oktober an einem virtuellen England des achten bis zwölften Jahrhunderts.

Eine groß angelegte Dependence mit breitem Fächerangebot unterhält die Volkshochschule Goslar in Second Life. Hier kann man – für einige Cent, denn die Dozenten arbeiten noch ehrenamtlich – in Kursen die virtuell nachgebau-

ten Grabkammern des altägyptischen Pharaos Tutanchamun entdecken oder auch, so steht es im Verzeichnis, Strategien des „Baggerns, Flirtens und Werbens“ erlernen. „Klassenraum Wolke 7“ heißt die dafür bereit gestellte Örtlichkeit. Bis zu 60 Stunden in der Woche bringt Christine Fischer, die Second-Life-Verantwortliche der Volkshochschule, in der Parallelwelt. Für sie ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für dauerhaften Erfolg: „Menschen möchten nicht mit Maschinen oder Skripten reden. Deshalb verdienen die meisten Firmen in Second Life auch kein Geld.“ Denn die investierten zwar schnell viel Geld in eine Präsenz, über die in den Medien der ersten Welt dann werbewirksam berichtet wird – aber danach werden die Inseln kaum belebt.

Goethe ist auch dabei

Die VHS Goslar bietet auch Sprachkurse in Englisch, Spanisch und Ungarisch an. Der Spracherwerb gehört zu den Bereichen in Second Life, die kräftigen Zuwachs verzeichnen. Mitarbeiter des chinesischen Konfuzius-Instituts wie auch das British Council (wenn auch bisher nur in der Teenager-Version von

Second Life) sind vertreten. Die Vorteile: Second Life bietet die Möglichkeit, unter professioneller Anleitung den sprachlichen Anwendungskontext zu simulieren und scheinbar „wirkliche“ Sprechansätze zu schaffen. Zudem ist die spontane Kommunikation mit Muttersprachlern aus aller Welt hier einfacher: „Es herrschen andere soziale Regeln“, berichtet Howard Vickers, dessen private Sprachschule Avatar English seit einem Monat in Second Life ihre Dienste anbietet. „In der wirklichen Welt rennen wir beständig an Leuten vorbei, mit denen wir sprechen könnten. Wir nehmen Kommunikationsangebote gar nicht erst wahr. Second Life ist viel kommunikativer, offener und sogar geselliger.“ Und Second Life kommt jungen Menschen entgegen, die an multimediale Abwechslung gewöhnt sind.

All dies hat nun auch das deutsche Goethe-Institut erkannt. „Wir beabsichtigen, eine Insel in Second Life zu erwerben“, sagt Markus Biechele, der in der Münchner Zentrale den Multimedia-Bereich der Sprachabteilung leitet. Man setze weniger auf klassische Lehrveranstaltungen als auf Austausch- und Anwendungsformen, so Biechele. Die Eröffnung der Dependence ist für den Winter

geplant, danach sollen die Aktivitäten sukzessive ausgebaut werden. Allerdings ist man skeptisch beim Goethe-Institut. „Second Life ist eine gute Idee, aber ob es als Plattform attraktiv bleibt, muss sich zeigen“, schränkt Klaus Brehm, Leiter des Bereichs Internet, ein. Von acht Millionen registrierten Nutzern sind zu Stoßzeiten gerade mal 40 000 online. Dabei ist eben die Bevölkerungsdichte ein wichtiges Kriterium für die Attraktivität der Parallelwelt. Selbst Howard Vickers hält fest: „Ich betreibe keine Second-Life-Sprachschule, sondern eine Sprachschule, für die Second Life ein multimediales Hilfsmittel neben anderen wie Wikis oder Podcasts ist.“ Das dreidimensionale Internet wird weiter entwickelt werden. Ob dies vorrangig in Second Life geschehen wird, ist zumindest unsicher. Auf dem Gebiet des Spracherwerbs zeichnen sich bereits Alternativen ab. Die amerikanische Firma Magellan Interactive bietet ein Programm namens Simspeak an, das Spanischlernen in einem dreidimensionalen Madrid ermöglicht. Es wird ab September von New Yorker Lehrenden getestet. Die Graphik des Programms ist schon jetzt ausgefeilter als die von Second Life. NICO DANIEL SCHLÖSSER